

KAREN JOY FOWLER

DIE  
FABELHAFTEN  
*Schwwestern*  
DER FAMILIE  
COOKE

*Roman*

MANHATTAN

KAREN JOY FOWLER

**Die fabelhaften Schwestern der Familie Cooke**



KAREN JOY FOWLER

# Die fabelhaften Schwestern der Familie Cooke


Roman

Aus dem Englischen  
von Marcus Ingendaay

MANHATTAN

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
»We are All Completely Beside Ourselves«  
bei G.P. Putnam's Sons, a member of Penguin Group  
(USA) Inc., 2013

Der Abdruck der deutschen Fassung des Gedichts  
»Bee! I'm expecting you!« von Emily Dickinson (Seite 331)  
erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Übersetzers  
Johannes Beilharz.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*  
für dieses Buch liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Manhattan Bücher erscheinen im  
Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

1. Auflage  
Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2015  
Copyright © der Originalausgabe  
2013 by Karen Joy Fowler  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Die Nutzung des Labels Manhattan erfolgt mit freundlicher  
Genehmigung des Hans-im-Glück-Verlags, München  
Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Umschlaggestaltung: buxdesign | München  
unter Verwendung einer Illustration von Ruth Botzenhardt © 2015  
Autorenfoto: © Brett Hall Jones  
Redaktion: Regina Carstensen  
ISBN 978-3-442-54737-1  
www.manhattan-verlag.de

Im Gedenken an die wunderbare Wendy Weil,  
Streiterin für Bücher und Tiere  
und – da bei mir beides zusammenfließt – mich



Ihr Affentum, meine Herren, sofern Sie etwas  
Derartiges hinter sich haben, kann Ihnen nicht  
ferner sein als mir das meine. An der Ferse aber  
kitzelt es jeden, der hier auf Erden geht: den  
kleinen Schimpansen wie den großen Achilles.

Franz Kafka, *Ein Bericht für eine Akademie*





## Prolog

Die, die mich kennen, mag es überraschen, aber ich war einmal eine echte Quasselstrippe. Es existiert noch ein Super-8-Film ohne Ton, der mich mit zwei Jahren zeigt. Die Farben sind heute verblasst. Ich stehe unter einem reinweißen Himmel und trage Turnschuhe, deren knalliges Rot zu einem geisterhaften Pink geworden ist, aber man sieht genau, wie ich in einem fort rede.

Ich betätige mich im Garten, trage Kieselsteine von unserer Einfahrt zu einer Zinkwanne, werfe sie dort hinein und laufe zurück, um die nächsten zu holen. Ich streng mich an, aber so, dass es auch jeder sehen kann. Dabei reiße ich die Augen auf wie ein Kintopp-Star. Ich halte ein durchsichtiges Quarzsteinchen in die Höhe und stecke es mir in den Mund.

Meine Mutter kommt angelaufen und holt mir das Steinchen aus dem Mund. Dann tritt sie wieder aus dem Bild, aber ich rede so eindringlich auf sie ein (man sieht es an den Gesten), bis sie das Steinchen ebenfalls in die Wanne legt. Während der ganzen fünfminütigen Szene höre ich nicht eine Sekunde lang auf zu reden.

Ein paar Jahre später las uns Mom das alte Märchen von den beiden ungleichen Schwestern vor. Wann immer die Ältere etwas sagt, fallen ihr Kröten und Schlangen aus dem Mund, bei der Jüngeren hingegen sind es Blumen und Edelsteine. Jedes Mal, wenn ich das Märchen hörte, musste ich an die alte Filmszene denken, in der mir meine Mutter die Hand in den Mund steckte... und einen Edelstein herausholte.

Mit meinen flachsblonden Haaren und fein gemacht für die Kamera, war ich ein schönes Kind, viel schöner, als ich

mich später entwickeln sollte. Mein wilder Pony war mit Wasser an die Schläfe geklatscht und auf einer Seite mit einer Strassspange fixiert. Sobald ich den Kopf bewege, blinkt die Spange im Sonnenlicht. Ich strecke meine Hand über der Wanne voller Steine aus. Gut möglich, dass ich damals sagte: »Schaut her, all das wird eines Tages einmal euch gehören.«

Oder auch nicht. In diesem Stück Heimkino ging es meinen Eltern wohl nicht darum, *was* ich sagte, sondern um diesen unfassbaren Redestrom, der da aus ihrer Tochter quoll.

Aber manchmal wurde es sogar ihnen zu viel. Dann meinte meine Mutter: »Wenn dir zwei Dinge einfallen, die du sagen willst, nimm die schönere, die beste Sache.« Es war ihre große Höflichkeitsregel, die später sogar auf drei Dinge erweitert wurde. Das Schönste und Beste aus drei Dingen war mehr als genug für die Welt. Mein Vater kam abends immer noch in mein Schlafzimmer, um mir »Träum was Süßes« zu wünschen, und selbst da redete ich unausgesetzt auf ihn ein. Es war mein Versuch, ihn allein mit meiner Stimme im Zimmer zu halten. Sobald er gehen wollte und schon die Hand den Türknauf berührte, rief ich: »Aber ich muss dir noch etwas sagen!« Dann verharrte die Tür mitten in der Bewegung.

»Aber nicht alles von Anfang an, fang in der Mitte an, bitte«, sagte er, ein Schatten vor dem Flurlicht und müde wie alle Erwachsenen am Abend. Das Flurlicht spiegelte sich dabei in meinem Fenster wie ein Stern, bei dem man sich etwas wünschen konnte.

Also: Überspringen wir den Anfang und fangen in der Mitte an.

# Teil I

Der Sturm, der mir aus meiner Vergangenheit  
nachblies, sänftigte sich.

Franz Kafka, *Ein Bericht für eine Akademie*



## Eins

In der Mitte meiner Geschichte steht der Winter 1996. Mittlerweile sind wir längst zu jener Kleinfamilie zusammengeschmolzen, die der alte Heimkinostreifen bereits andeutete, denn übrig sind nur noch ich, meine Mutter und, unsichtbar hinter der Kamera, mein Vater. 1996 sind es genau zehn Jahre her, seit ich meinen Bruder zuletzt sah, und siebzehn seit dem Verschwinden meiner Schwester. In der Mitte der Geschichte geht es nur um ihre Abwesenheit, aber wenn ich das nicht extra gesagt hätte, wärt ihr von selbst nie darauf gekommen. Denn 1996 konnten ganze Tage vergehen, ohne dass ich an einen von beiden dachte.

1996. Ein Schaltjahr. Jahr der Feuer-Ratte. Präsident Clinton wurde soeben wiedergewählt, aber am Ende standen nur Tränen. Die Taliban hatten Kabul eingenommen. Die Belagerung von Sarajevo endete offiziell am letzten Februartag, einem Neunundzwanzigsten. Im August ließ sich Charles von Diana scheiden.

Hale-Bopp tauchte am Nachthimmel auf. Erste Meldungen über ein saturnähnliches Objekt im Schweif des Kometen gab es im November. Klonschaf Dolly und der Schachcomputer Deep Blue waren Superstars. Es mehrten sich die Anzeichen für Leben auf dem Mars. Das saturnähnliche Objekt im Schweif von Hale-Bopp war womöglich ein Alien-Raumschiff. Im Mai 1997 begingen neununddreißig Mitglieder einer Sekte Selbstmord, um so ihren Erdkörper zu verlassen und auf das Raumschiff überzusiedeln.

Vor diesem Hintergrund sehe ich natürlich unbedeutend aus. Im Jahr 1996 war ich sechsundzwanzig und bummelte

gerade durch mein fünftes Studienjahr an der University of California in Davis. Ich wusste nicht einmal, ob ich schon im Hauptstudium war oder noch im Grundstudium festhing, Studieneinheiten und Leistungsnachweise interessierten mich schlicht nicht, und es war auch eher unwahrscheinlich, dass ich in naher Zukunft meinen Abschluss machte. Mein Studium, so drückte es mein Vater aus, sei eher breit als tief angelegt. Er sagte das oft.

Aber ich sah überhaupt keinen Grund für übertriebene Eile. Mein Ehrgeiz war, entweder allgemein Bewunderung zu erregen oder im Hintergrund die Strippen zu ziehen. Was genau mir lieber war, wusste ich nicht. Es kam auch nicht darauf an, denn die von mir gewählten Hauptfächer qualifizierten zwingend weder für das eine noch das andere.

Nur meinen Eltern, die das alles bezahlten sollten, wurde es langsam zu viel. Vor allem meiner Mutter war in jener Zeit vieles zu viel. Dieses Zuviel war neu für sie und daher erregend, geradezu verjüngend in seiner Selbstgerechtigkeit. Erst kurz zuvor hatte sie angekündigt, dass sie es leid sei, den Vermittler zwischen mir und meinem Vater zu spielen, mit dem ich schon ewig nicht mehr redete. Aber soweit ich weiß, war mir das völlig egal. Mein Vater war College-Professor und pedantisch bis auf die Knochen. Jeder noch so kleine Wortwechsel enthielt – gleich dem Kern in der Kirsche – irgendeine Belehrung. Bis heute ist die sokratische Methode bei mir ein Grund, die Krallen auszufahren.

In diesem Jahr kam der Herbst so früh, als hätte jemand plötzlich eine windige Tür aufgerissen. Ich radelte eines Morgens zur Uni, als ein riesiger Schwarm Kanadagänse über mich hinwegzog. Ich konnte die Vögel eigentlich nicht sehen, aber ich hörte ihre wilden Schreie. Aus den Wiesen stieg der Thule-Nebel auf, und ich radelte wie durch Wolken. Thule-Nebel ist kein gewöhnlicher Nebel, es bilden sich keine Schleier. Thule-Nebel kennt auch keine Luftbewe-

gung, sondern steht plötzlich vor einem wie etwas Kompaktes, das man meint anfassen zu können. Selbst mit dem Fahrrad ist man hier leicht zu schnell. Kein vernünftiger Mensch gondelt blind ins Unbekannte, ich damals schon, denn ich hatte ein entspanntes Verhältnis zu Slapstick und den kleinen Katastrophen des Alltags, also trat ich noch stärker in die Pedale und fand es herrlich.

Die taufeuchte Luft machte mich wie neu und ganz wild, und ich hatte große Lust zu Aufbruch und neuen Ufern. Was im Klartext bedeutete, dass ich mich in der Bibliothek so setzte, dass ich mit Jungs flirten konnte – sofern geeignete Kandidaten vorhanden waren. Oder ich träumte im Seminar vor mich hin. Damals fühlte ich mich oft ganz wild. Ich genoss das Gefühl, aber es wurde nie etwas daraus.

In der Mittagspause ging ich in die Cafeteria und holte mir etwas zu essen, sagen wir irgendwas mit Käse überbacken. Normalerweise legte ich meine Bücher auf den Stuhl direkt neben mir, das schreckte uninteressante Leute ab. Doch ebenso schnell ließen sich die Bücher wegräumen, wenn etwas Interessantes vorbeikam. Mit zweiundzwanzig hatte ich einen ziemlich mitleidslosen Begriff von interessant und war, nach meinen eigenen Maßstäben, selbst nicht interessant.

Am Nebentisch saß ein Pärchen. Das Mädchen wurde nach und nach so laut, dass man hinhören musste. »Du brauchst deinen beschissenen *Freiraum*?«, sagte sie. Sie trug ein bauchfreies blaues T-Shirt und eine Kette mit einem gläsernen Kaiserfisch. Lange dunkle Haare fielen ihr in einem angezausten Zopf weit den Rücken hinab. Sie stand auf und räumte mit einer einzigen Armbewegung den ganzen Tisch ab. Sie hatte wunderbare Bizepse. Bizepse, wie ich sie selbst gern gehabt hätte.

Teller flogen auf den Boden und gingen zu Bruch, Ketchup und Cola spritzten in alle Richtungen und vermischten sich zwischen Scherben. Vermutlich lief im Hintergrund Mu-



sik, unser Leben spielt sich ja nicht mehr unbeschallt ab, und sehr wahrscheinlich wäre der Titel ein boshafter Kommentar zum Geschehen am Nebentisch gewesen. Aber leider erinnere ich mich daran nicht mehr. Vielleicht herrschte einen Moment lang auch nur Totenstille und nur noch das Zischen von der Grillstation war zu hören.

»Na, wie gefällt dir das?«, fragte das Mädchen. »Und sag jetzt nicht, ich soll ruhig sein. Ich verschaffe dir nur ein bisschen Freiraum.« Dann stieß sie auch noch den Tisch um. »Besser?« Sie wurde richtig laut. »Alle mal herhören«, rief sie. »Könntet ihr bitte den Speisesaal verlassen, damit mein Freund hier seinen Freiraum hat? Er braucht nämlich jede Menge Freiraum.« Als Nächstes war ihr Stuhl dran, krachend donnerte sie ihn in den verketchupten Scherbenhaufen, aber sie war noch längst nicht fertig. Von irgendwoher roch es plötzlich nach Kaffee.

In der Cafeteria war es wirklich totenstill geworden. Die Leute hielten ihre Gabeln vor dem Mund, ohne zu essen, Löffel waren in Suppenteller getaucht und kamen nicht wieder hervor. Beim Ausbruch des Vesuvs muss es so ähnlich gewesen sein.

»Bitte, Baby, lass doch den Unsinn«, meldete sich ihr Freund in die Lautlosigkeit hinein, aber dabei blieb es, denn sie dachte nicht daran, mit dem Unsinn aufzuhören, wenn es am schönsten war. Sie ging zum Nachbartisch, wo noch ein abgeessenes Tablett stand. Methodisch zertrümmerte sie einen dreieckigen Teller nach dem anderen, die Kleinteile feuerte sie quer durch den Saal. Ein Salzstreuer schlitterte mir an den Fuß.

Ein junger Mann erhob sich und stammelte etwas von: »Ey, bleib ma flauschig.« Die Antwort flog ihm in Form eines Löffels an den Kopf, wo er hörbar abprallte. »Das fehlte noch, dass du zu diesem Arschloch hältst!«, schrie sie, und ihre Stimme war definitiv nicht flauschig.

Mit weit aufgerissenen Augen sank er auf seinen Stuhl zu-

rück. »Ich bin okay«, versicherte er dem stillen Saal, nicht sehr überzeugt. Irgendwann kam er von selbst darauf. »Heilige Scheiße, sie hat mich getroffen. Das ist Körperverletzung.«

»Seht ihr, das ist genau der Mist, den ich nicht mehr abkann«, sagte der Freund, ein großer Kerl mit schmalen Gesicht, weiten Jeans und langer Jacke. Eine Nase so scharf wie ein Messer. »Von mir aus kannst du den ganzen Laden auseinandernehmen, aber zuerst will ich meinen Wohnungsschlüssel zurück.«

Aber sie schmiss bereits mit dem nächsten Stuhl und verfehlte mich, wohlwollend gerechnet, nur um einen guten Meter. Tatsächlich war es weniger, denn der Stuhl traf meinen Tisch so heftig, dass er umkippte. Ich konnte gerade noch mein Tablett und das Glas Milch festhalten, aber meine Bücher landeten auf dem Boden. »Und tüchtig zugreifen, ich wünsche guten Appetit!«, schrie sie ihm zu.

Ich fand das lustig, denn überall lag Essen und zerschepertes Geschirr herum. Ich lachte sogar, aber nur kurz, und es klang überdies wie ein Entenquaken. Trotzdem drehte sich alles nach mir um. Vom Hof aus, hinter der Glaswand, verfolgten die ersten Gaffer das Geschehen in der Cafeteria. Eine Dreiergruppe, die soeben hereinkam, blieb vorsichtshalber an der Tür stehen.

»Glaub ja nicht, ich tue es nicht.« Der Freund war mehrere Schritte auf sie zugegangen. Sie hob eine Handvoll Ketchupgetränkte Zuckerwürfel vom Boden auf und warf damit nach ihm.

»Das war's zwischen uns«, sagte er. »Ich habe die Schnauze voll von dir, du Psycho-Bitch. Deine Sachen kannst du dir im Flur abholen, ich lasse das Schloss austauschen.« Er drehte sich um, und sie warf ein Glas, das ihn am Ohr traf. Er taumelte und tastete an der Stelle nach Blut. »Deinen Anteil an der Gasrechnung kannst du mir mit der Post schicken«, sagte er, ohne sich umzudrehen. Danach war er weg.

Einen Moment lang stand sie nur so da, dann wandte sie sich an uns. »Was guckt ihr Loser denn so?« Sie hob einen Stuhl auf, und ich wusste nicht, ob sie ihn nur hinstellen oder damit werfen wollte. Aber das wusste sie sehr wahrscheinlich selbst nicht.

Ein Campus-Polizist erschien auf der Bildfläche. Mit der Hand am Pistolenhalfter kam er vorsichtig auf mich zu. Ausgerechnet auf mich, die ich nur vor dem umgestoßenen Tisch verharrte und ihr harmloses Glas Milch und das Tablett mit dem harmlosen, halb gegessenen überbackenen Sandwich hielt. »Bitte, stell das wieder hin«, sagte er. »Und setz dich erst mal.« Aber wohin sollte ich das Tablett stellen, wohin sollte ich mich setzen? Ich meiner näheren Umgebung war ja nichts, das nicht am Boden lag. »Wir können über alles reden. Du sagst mir, was los ist, und dann sehen wir, was wir tun können. Noch ist nichts passiert.«

»Aber die doch nicht«, sagte die Frau an der Essensausgabe. Eine große Person, alt, vierzig mindestens, mit einem Schönheitsfleck an der Oberlippe und zu viel Eyeliner. Ihr benehmt euch immer so, als gehörte euch die Cafeteria, hatte sie einmal zu mir gesagt, als ich meinen Burger zurückgehen ließ, weil er nicht durchgebraten war. Aber ihr kommt und geht. Ihr denkt gar nicht daran, dass *wir* diejenigen sind, die bleiben.

»Es ist die Große«, sagte sie zu dem Cop, deutete sogar in ihre Richtung, aber er ignorierte sie, denn er hatte mich im Visier, und ich war bekanntermaßen unberechenbar.

»Ganz ruhig«, begann er erneut und nicht einmal unfreundlich. »Noch ist nichts passiert.« Er kam auf mich zu und übersah das Mädchen mit dem Zopf und dem Stuhl in der Hand. Unsere Blicke begegneten sich, als er so an ihr vorbeiging.

»Wenn man sie braucht, sind sie nie da«, sagte sie zu mir. Sie lächelte, und es war ein sympathisches Lächeln. Große

weiße Zähne. »Den Bösen geht die Arbeit nicht aus«, sagte sie und wuchtete den Stuhl hoch. »Und ihr alle geht ohne Abendessen ins Bett.« Doch dann warf sie den Stuhl nicht auf uns, sondern gegen die Tür. Er fiel auf die Lehne.

Der Cop fuhr herum, und ich ließ vor Schreck mein Tablett fallen. Wie gesagt, es war keine Absicht, sondern nur ein Reflex der linken Hand, aber sofort richtete der Cop wieder seine Aufmerksamkeit auf mich.

Ich hatte aber noch mein halbes Glas Milch in der Hand, das ich in einer Geste der Hilflosigkeit nur ein klein wenig hob, geradeso, als wollte ich ihm zuprosten. »Wehe«, sagte er, diesmal weit weniger freundlich. »Ich bin nicht zum Spaß hier. Eine falsche Bewegung und du lernst mich kennen.«

Aber dann war ich es, die mit Sachen um sich schmiss. Ich schmetterte das Glas Milch auf den Boden, Milch detonierte vor meinem Schuh und durchtränkte meine Socke. Und diesmal war es kein Missgeschick, sondern blanke Absicht.

## Zwei

Eine knappe Dreiviertelstunde später saß ich mit der Psycho-Bitch eingequetscht wie Sardinen in der Dose im Fond eines Streifenwagens der Yolo County Police, denn für die biederen Campus-Cops war der Fall eine Nummer zu groß. Sogar Handschellen hatten sie uns angelegt, und die Dinger schmerzten an den Handgelenken, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte.

»Ich habe ihm nur gesagt, dass ich mich nicht von jedem ficken lasse«, sagte sie. Komisch, so etwas Ähnliches hatte der Campus-Cop auch zu mir gesagt, als die Situation eskalierte. »Aber nett, dass du mich begleitest. Ich bin Harlow Fielding, Studentin der Theaterwissenschaft und zuständig für Dramen aller Art.«

Ohne Scherz.

»Ich habe noch nie jemanden getroffen, der Harlow hieß«, sagte ich. Ich meine mit *Vornamen* Harlow. Mit Nachnamen schon.«

»Das ist wegen meiner Mutter. Sie war nach Jean Harlow benannt. Aber nicht, weil Opa ein geiler, alter Sack war, sondern weil Harlow schön *und* intelligent war. Und was nutzten ihr Schönheit und Grips? Das wüsste ich gerne mal. Super Vorbild.«

Ich wusste nichts über Jean Harlow, außer dass sie vielleicht in *Vom Winde verweht* mitgespielt hatte, den ich aber weder gesehen hatte noch je sehen wollte. Der Krieg ist vorbei, finde dich damit ab. »Ich bin Rosemary Cooke.«

»Ah, da ist Rosemary, das ist für die Treue! Angenehm, sehr erfreut, geradezu überwältigt, echt, sozusagen total gefesselt.«

Sie schob sich die Unterarme von hinten durch die Beine, bis es nicht mehr so aussah, als seien sie noch auf dem Rücken gefesselt. Wäre ich dazu ebenfalls in der Lage gewesen, hätten wir uns die Hand reichen können, aber so ging es nicht.

Man brachte uns in den County-Knast, wo Harlows Schlangenmensch-Nummer einiges Aufsehen erregte. Harlow war sogar erbötig, die yogische Vorstellung vor einigen Polizisten zu wiederholen, und beantwortete den Applaus mit gewinnender Bescheidenheit, indem sie sagte: »Ich habe eben lange Arme. Deshalb finde ich auch nie ein Shirt, bei dem die Ärmel passen.«

Der festnehmende Polizist hieß in unserem Fall Arnie Haddick. Als Officer Haddick seine Dienstmütze abnahm, offenbarte er eine runde Halbglatze von solcher Symmetrie, dass man diesem Mondgesicht unmöglich böse sein konnte.

Er nahm uns die Handschellen ab und übergab uns der erkennungsdienstlichen »Behandlung«. »Das ist wie bei Käse, der wird auch am Schluss wärmebehandelt«, bemerkte Harlow. Offenbar kannte sie sich aus.

Nur für mich war das alles neu. Das wilde Gefühl vom Morgen allerdings war verflogen und hatte einer großen Traurigkeit Platz gemacht, fast einer Art Heimweh. Was hatte ich getan? Und vor allem warum? Die Neonröhren an der Decke summten wie Fliegen und betonten die Schatten unser aller Augen, machten uns alt, verzweifelt und ein bisschen grün.

»Entschuldigung?«, sagte ich so höflich wie möglich. »Wie lange dauert das hier noch?« Mir war eingefallen, dass ich das Geschichtsseminar am Nachmittag verpasste. Europäisches Mittelalter. Eiserne Jungfrauen, Kerker und Hexenverbrennungen.

»Es dauert so lange, wie es dauert«, sagte die Knast-Lady und warf mir einen grünlich-niederträchtigen Blick zu. »Aber es geht in jedem Fall schneller, wenn Sie mir nicht dauernd mit irgendwelchen Fragen kommen.«

Zu spät. Kurz darauf steckte sie mich in eine Zelle, damit sie ungestört Harlows Papierkram erledigen konnte. »Keine Sorge, Boss«, sagte Harlow. »Ich bin gleich bei dir.«

»Boss?«, fragte die Knast-Lady.

Schulterzucken bei Harlow. »Richtig. Boss. So wie Rädelführer, Mastermind.« Sie grinste mich so stolz an wie der Kerl auf dem Eistraktor im Stadion. »El Capitán.«

Vielleicht kommt mal der Tag, an dem College-Studenten und Polizei Frieden schließen, nur werde ich ihn nicht mehr erleben. Ich musste alles ablegen, Uhr, Schuhe und Gürtel, und landete in einer Zelle mit klebrigem Boden und echten Gitterstäben. Die Frau, die meine Sachen einkassierte, war auch nicht freundlicher als die erste. Auffällig war auch der Geruch in diesem Gebäude, eine Mischung aus Bier, Tiefkühlasagne, Insektenspray und Pisse.

Die Gitterstäbe reichten bis an die Decke. Ich probierte es aus. Ich kann mich zwar nicht verbiegen, aber für ein Mädchen ziemlich gut klettern. Auch hier nichts als Neonlicht. Es summte noch lauter und flackerte außerdem. Dauernd änderte sich in der Zelle das Licht, es wurde dunkel und hell, dunkel und hell, wie Wochen im Zeitraffer. Guten Morgen, gute Nacht, guten Morgen, gute Nacht. Wenn ich wenigstens noch meine Schuhe gehabt hätte.

Ich war nicht allein, sondern hatte zwei Mitbewohnerinnen. Die eine saß auf der einzigen nackten Matratze, war jung und zierlich, schwarz und betrunken. »Ich brauche einen Arzt«, sagte sie zu mir und zeigte mir ihren Ellbogen. Aus einer kleinen Schnittwunde sickerte Blut, das sich im Flackerlicht violett färbte. Ich zuckte zusammen, als sie plötzlich schrie: »Ich brauche Hilfe! Warum hilft mir denn keiner?« Aber da sie darauf nicht einmal von mir eine Antwort bekam, gab sie wieder Ruhe und sagte nichts mehr.

Die andere Frau war mittelalt, weiß, nervös und spindeldürr. Sie hatte sprödes, totgefärbtes Haar und trug einen

lachsfarbenen Hosenanzug, der in dieser Umgebung übertrieben wirkte. Sie sei soeben einem Cop draufgefahren, sagte sie, außerdem hätten sie sie nur eine Woche zuvor im Supermarkt beim Klauen erwischt. Tortillas und ein paar Gläser Salsa für die sonntägliche Football-Party bei ihr im Garten. »Das sieht nicht gut aus«, sagte sie. »Ich habe aber auch so ein Pech.«

Irgendwann war ich dran. Ich weiß nicht mehr genau, wie viel Zeit vergangen war, denn ich hatte ja keine Uhr, aber auf jeden Fall lange nach dem Erlöschen jeglicher Hoffnung. Harlow saß noch in dem Büro, rutschte auf ihrem Stuhl hin und her, wackelte mit den Beinen und korrigierte immer wieder ihre Aussage. Ihr wurden Sachbeschädigung und ungebührliches Verhalten zur Last gelegt. Außerdem kämen Reinigungs- und Müllentsorgungskosten auf sie zu, erklärte sie mir. Aber das sollte nicht ihr Problem sein, sagte sie, und meines ebenso nicht. Sie hatte ihren Freund angerufen, den Typ aus der Cafeteria. Er tauchte sofort auf, um sie abzuholen, und sie war weg, ehe sie meinen Fall aufgenommen hatten.

Einmal mehr merkte ich, wie nützlich so ein Freund sein konnte. Wenn man einen hatte.

Ich wurde derselben Vergehen beschuldigt wie Harlow, mit einem Unterschied: Ich sollte auch noch einen Officer angegriffen haben, und keiner war da, der widersprochen hätte.

Ich wusste nur, dass mein ganzes Verbrechen darin bestand, zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen zu sein. Weil es niemanden gab, rief ich notgedrungen meine Eltern an. Ich hoffte, meine Mutter würde drangehen, denn das tat sie für gewöhnlich, nur diesmal war sie bei ihrem Bridge. Sie ist zwar ein elender Zinker, und mich wundert, dass überhaupt noch jemand mit ihr spielen will. Aber es zeigt nur, wie verzweifelt Bridgesüchtige werden können. Bridge ist wie eine Droge. Sie würde erst in zwei Stunden zurück sein, das kleine silberne Täschchen prall gefüllt mit ergaunerten Münzen und daher



besser gelaunt als sonst. Bis mein Vater ihr von dem Vorfall erzählte.

Er reagierte ziemlich gereizt, als hätte ich ihn gerade aus einem eminent wichtigen Vorhaben gerissen. Aber was hatte ich erwartet? »Was zum Teufel hast du getan?«

»Nichts. Aber aus irgendeinem Grund riefen sie plötzlich die Campus-Polizei«, sagte ich. Wie eine Schlangenhaut fielen diese Worte von mir ab, und das lag einzig an meinem Vater. Je zorniger er wurde, desto gelassener und ironischer wurde ich – was ihn wiederum noch mehr erzürnte. Doch das ist nur normal, schätze ich.

»Je weniger du tust, desto mehr Ärger machst du«, sagte mein Vater. So schnell wurde aus meiner Verhaftung ein Lehrsatz. »Bei deinem Bruder hätte es mich nicht gewundert, aber bei dir?«, fügte er hinzu. Das verblüffte mich, denn sonst spricht er überhaupt nicht über meinen Bruder. Außerdem achtet er auf seine Worte, besonders bei uns zu Hause am Telefon. Er meint nämlich, wir würden abgehört.

Darauf gab es eine naheliegende Antwort, doch die sparte ich mir. Dass nämlich mein Bruder durchaus irgendwann im Knast landen könnte, aber niemals, wirklich niemals anrufen würde.

Über das Telefon an der Wand hatte jemand mit Kuli den Satz gekritzelt: *Besser vor her nach denken*. Ein guter Rat, aber für diejenigen, die diesen Apparat benutzten, kam er mit Sicherheit zu spät.

»Und was soll ich deiner Meinung nach jetzt tun?«, fragte mein Vater. »Du meinst, du bräuchtest nur anzurufen und ich käme gesprungen?«

»Es ist doch das erste Mal, Dad.«

»Und du meinst, das ändert irgendwas?«

Urplötzlich musste ich so heftig weinen, dass ich nicht weitersprechen konnte. Ich holte mehrfach Luft, brachte jedoch außer rasselndem Rotz nichts hervor.

Daraufhin änderte sich sein Ton. »Ich gehe davon aus, dass dich jemand angestiftet hat«, sagte er. »Du rennst doch immer anderen hinterher. Na gut, dann bleib, wo du bist.« Als hätte ich eine Wahl. »Ich werde sehen, was ich für dich tun kann.«

Als Nächste durfte die totgefärbte Blondine telefonieren. »Du ahnst ja nicht, wo ich bin«, sagte sie unbeschwert, aber sie hatte sich verwählt.

Mit seiner Autorität als Professor bekam er den festnehmenden Polizisten an den Apparat. Es stellte sich heraus, das Officer Haddick selbst Kinder und daher Verständnis für meinen Vater hatte. Schon nach wenigen Minuten sprachen sie sich mit Vince und Arnie an, und aus der Körperverletzung wurde zuerst Behinderung von Einsatzkräften, dann wurde die Sache ganz fallen gelassen. Übrig blieben Sachbeschädigung und ungebührliches Verhalten. Doch auch das hatte keinen Bestand, da die Eyliner-Frau aus der Cafeteria vorbeikam und für mich aussagte. Ich sei nur unbeteiligter Zuschauer gewesen, sagte sie, und das zerbrochene Glas keine Absicht. »Wir waren ja alle erschrocken über die Szene«, sagte sie. Trotzdem musste ich meinem Vater versprechen, dass wir die Sache über Thanksgiving, also vier Tage lang, ausdiskutieren würden. Ich fand das ein bisschen viel für ein Glas vergossene Milch, zumal nach der ganzen Zeit im Polizeigewahrsam.

## Drei

Natürlich wurde am Ende über gar nichts geredet, wie immer mieden wir heikle Themen, und ich wusste das auch von Anfang an. Meine Eltern legten großen Wert auf das Bild von der intakten Familie, wo man gern beisammen war und sich in jeder Notlage beistand. Angesichts der Tatsache, dass mir zwei Geschwister fehlten, ein erstaunlicher Triumph von Verdrängung und Wunschenken. Ehrlich, so etwas konnte ich nur bewundern. Trotzdem können sie mir nichts vormachen, eine intakte Familie waren wir nie.

Ein beliebiges Beispiel: Sex. Meine Eltern waren Kinder der sexuellen Revolution, sahen sich als Wissenschaftler und knallharte Realisten, für die es keine Tabus gab. Dennoch wurde nie über Sex geredet. Was ich an Aufklärung mitbekam, stammte aus Tiersendungen im Bildungskanal, aus Romanen, deren Verfasser sicherlich keine Experten waren, und gelegentlichen Selbstversuchen aus Neugier, die bei mir allerdings mehr Fragen als Antworten hinterließen. Nur einmal lag eine Schachtel Tampons Mini auf meinem Bett, zusammen mit einer Broschüre, die schon langweilig aussah und die ich daher nicht las. Ansonsten kein Wort über Tampons & Co. Es war reiner Zufall, dass ich die Dinger nicht rauchte.

Ich wuchs in Bloomington, Indiana, auf, und auch 1996 wohnten meine Eltern noch dort. Aufgrund der großen Entfernung war es nicht leicht, einfach übers Wochenende nach Hause zu fahren, und auch die versprochenen vier Tage von Mittwoch auf Sonntag schaffte ich nicht. Alle günstigen Flüge waren schon weg, also flog ich am Donnerstagmorgen nach Indianapolis und am Samstagabend wieder zurück nach Davis.

Außer zum Thanksgiving-Essen ließ sich mein Vater auch kaum blicken. Er hatte ein NIH-Stipendium, ließ sich davon nur zu gerne ablenken und verbrachte den Großteil meines Besuchs in seinem Arbeitszimmer, wo er seine private Tafel mit Gleichungen wie  $_0' = [0 \ 0 \ 1]$  und  $P(S1n+1) = (P(S1n)(1-e)q + P(S2n)(1-s) + P(S0n)cq$  vollschrieb. Er aß kaum, und ob und wie lange er schlief, wusste ich nicht. Auch rasierte er sich nicht mehr, was er normalerweise zweimal am Tag tat. Jetzt hatte er einen Bart. Grandma Donna sagte früher oft, sein Bartschatten am Nachmittag sei wie bei Nixon. Sie gab es als Kompliment aus, aber sie wusste natürlich, wie er sich darüber ärgerte. Er kam nur zum Kaffeetrinken heraus oder um auf dem verharschten Rasen des Vorgartens seine Fliegenrute auszuwerfen. Mom und ich, die den Abwasch erledigten, sahen durchs Küchenfenster zu. Fliegenfischen ist kompliziert, aber für ihn war die spezielle Wurftechnik wie Meditation, und im rückwärtigen Garten standen einfach zu viele Bäume. Ich glaube aber, dass die Nachbarn beim Anblick meines trockenfischenden Vaters selbst nach all den Jahren noch den Kopf schüttelten.

Wenn er so in seine Arbeit versenkt war, trank er wenigstens nicht. Mein Vater hatte seit einiger Zeit Diabetes und hätte eigentlich gar keinen Alkohol trinken dürfen, also tat er es heimlich, was meine Mutter in ständiger Alarmbereitschaft hielt. Ein Verhältnis wie aus *Les Misérables*, mit Mom als Inspektor Javert und meinem Vater als Jean Valjean.

In diesem Jahr war Grandma Donna mit dem Thanksgiving-Essen dran, und mit dabei waren Onkel Bob, dessen Frau und meine zwei jüngeren Cousinsen. Hohe Feste wurden abwechselnd bei den Großeltern gefeiert, das war nur gerecht. Grandma Donna repräsentiert die mütterliche Linie, Grandma Fredericka die väterliche.

Das Essen bei Grandma Fredericka war kohlenhydratreich und saucenlastig, schon ein wenig davon hielt lange vor, nur

gab es nie wenig. Ihr ganzes Haus war vollgemüllt mit Asiatinnen wie bemalten Fächern, Jadefiguren und lackierten Essstäbchen. Es gab auch zwei gleichartige Lampen mit roten Seidenschirmen und Ständern in Form eines Weisen mit langem, fisseligem Bart und echten menschlichen Fingernägeln, die in die steinernen Hände eingesetzt waren. Grandma Fredericka meinte, Level 3 der Rock and Roll Hall of Fame sei für sie der schönste Ort der Welt. Weil man dort sofort ein besserer Mensch werden will, meinte sie.

Und den Gästen einen Nachschlag nach dem anderen aufzuzwingen war für sie nur höflich. Dennoch aßen wir bei Grandma Donna stets mehr und das sogar freiwillig, denn ihre Pie-Krusten waren knuspriger und die Orangen-Cranberry-Muffins so fluffig-leicht wie kleine Wölkchen. Außerdem war sie geschmackssicher, und der Tisch war mit silbernen Kerzen in silbernen Kerzenständern und einem Tafelaufsatz mit Herbstlaub dekoriert.

Grandma Donna reichte meinem Vater die Austerncreme und fragte ihn unumwunden, woran er gerade arbeite, es müsste was Wichtiges sein, denn dass er mit seinen Gedanken woanders war, ließ sich nicht übersehen. Es war als Zurechtweisung gemeint, aber mein Vater war der Einzige am Tisch, der das nicht verstand oder verstehen wollte. Er sagte, er entwickle zurzeit eine Markow-Kette bezüglich Vermeidungskonditionierung. Er räusperte sich, um ins Detail zu gehen.

Wir aber waren schneller und reagierten wie ein Fischschwarm, um dem drohenden Vortrag zu entgehen. Es war herrlich, es war wie ein Pawlow'scher Reflex, kurz, es war eine aus einer langen Leidenskonditionierung hervorgegangene Abwehraktion.

»Gib doch mal den Truthahn rüber, Mutter«, sagte mein Onkel Bob und begann mit seinem althergebrachten Gemecker an den Haltungsbedingungen für Truthähne, die einzig darauf abzielten, an den Tieren mehr weißes als dunk-

les Fleisch zu erzeugen. »Die Biester können nicht mal mehr richtig laufen und sehen so erbärmlich aus, dass man sie kaum als Truthähne wiedererkennt.« Auch das richtete sich indirekt gegen meinen Vater, den Wissenschaftler, denn war es nicht die Wissenschaft, die Exzesse wie Klonschafe und andere Frankenstein-Kreaturen in den Ställen erst ermöglichte? In dieser Familie zeigt Widerspruch nie sein wahres Gesicht, sondern verbirgt sich hinter fintenreichen Andeutungen mit voller Rückzugsmöglichkeit.

Aber das trifft wohl auf viele Familien zu.

Demonstrativ nahm sich Bob ein dickes Stück schwarzes Fleisch. »Mit ihren überzüchteten Brüsten können sie sich kaum auf den Beinen halten.«

Mein Vater reagierte mit einem billigen Witz. Diesen Witz riss er mehr oder weniger jedes Jahr. Bob gab ihm das Stichwort, und er riss seinen Witz. Wenn er wenigstens witzig gewesen wäre, würde ich ihn hier bringen, aber das war er nicht, und ihr würdet möglicherweise schlecht über ihn denken. Doch meinen Vater schlechtzumachen ist mein Job, nicht eurer.

Die anschließende Stille war erfüllt von Mitleid für meine Mutter. Wenn sie bei Trost gewesen wäre, hätte sie auch Will Barker heiraten können statt meinen Vater, einen kettenrauchenden Alkoholiker aus Indianapolis mit einem Hang zu Atheismus und Fliegenfischen. Die Barkers besaßen einen Schreibwarenladen im Stadtzentrum, und Will war Immobilienanwalt, was aber nicht zählte. Damals zählte viel mehr, was er *nicht* war, nämlich Psychologe. Wie mein Vater.

Für die Generation meiner Großmutter klang das Wort *Psychologie* irgendwie nach Kinsey-Report oder Skinner-Box und »operante Konditionierung«. Psychologen ließen auch nicht ihre Arbeit im Büro, sondern brachten sie mit nach Haus, setzten ihre Experimente am Frühstückstisch fort und machten aus der eigenen Familie eine einzige Freakshow. Und

wofür? Um Fragen zu beantworten, die anständigen Leuten im Leben nicht eingefallen wären.

Grandma Donna sagte immer, Will Barker hätte meine Mutter auf Händen getragen. Ob ihr dabei jemals der Gedanke kam, dass ich dann nicht da wäre? Und sah sie die Tatsache, dass ich dann nicht da wäre, als etwas Gutes oder etwas Schlechtes?

Inzwischen glaube ich, dass sie ihre Kinder so sehr liebte, dass es daneben nichts anderes geben konnte, nicht einmal ihre Enkel. Natürlich mochte sie ihre Enkel, aber nur insofern, wie sie für ihre eigenen Kinder wichtig waren. Das soll keine Kritik sein, ich freue mich, dass meine Mutter so behütet aufwuchs.

Tryptophan, eine in Geflügelfleisch enthaltene Aminosäure, wurde allmählich zu Serotonin metabolisiert und machte mich müde und leichtsinnig. Eines der vielen Minenfelder zu Thanksgiving im Kreise unserer Familie.

Minenfeld Nr. 2: das gute Geschirr. Mit fünf hatte ich einmal ein Stück Glas aus einem von Grandma Donnas kostbaren Waterford-Kelchen gebissen – einfach weil ich neugierig war, ob so etwas ging. Es ging, und seither bekam ich meine Milch in einem Plastikbecher mit Ronald McDonald drauf, der jedoch von Jahr zu Jahr ein bisschen mehr verblich. 1996 war ich eigentlich alt genug für Wein, doch der Plastikbecher blieb. Offenbar ein Scherz, der sich im Gegensatz zu Ronald McDonald nie abnutzte.

Ich weiß nicht mehr genau, worüber in jenem Jahr gesprochen wurde. Worüber hingegen *nicht* gesprochen wurde, das weiß ich teilweise genau.

Zum Beispiel über fehlende Familienmitglieder. Weg war weg.

Oder über Clintons Wiederwahl. Zwei Jahre zuvor war es nämlich zwischen Onkel Bob und meinem Vater zum Streit darüber gekommen, ob Clinton damals ins Arkansas eine

oder mehrere Frauen vergewaltigt hatte. Mein Onkel Bob sieht die Welt nämlich wie in einem Spiegelkabinett. Trau niemandem, der zerknirscht das Haupt senkt, aber das Gesicht voller Lippenstift hat. Daher keine Politik mehr bei Tisch, verfügte Grandma Donna. Wo man sich nicht einmal darauf einigen könne, nicht einig zu sein, da sollten wenigstens keine Messer in Reichweite liegen.

Auch meine eigenen Konflikte mit dem Gesetz kamen nie zur Sprache, aber davon wussten eh nur mein Vater und meine Mutter. Der Rest schien ohnehin nur darauf zu warten, dass ich auf die schiefe Bahn geriet. Sollten sie ruhig noch ein bisschen warten, so blieben sie fit.

Tabu war auch das miese Abschneiden meines Vettters Peter beim Uni-Eignungstest. Alle wussten davon, aber alle taten so, als wüssten sie es nicht. 1996 war Peter achtzehn Jahre alt, aber er war schon als Kind erwachsener, als ich je sein werde. Seine Mutter, meine Tante Vivi, passte in etwa so gut in unsere Familie wie mein Vater, wir sind offenbar ein exklusiver Club. Vivi leidet unter mysteriösen Anfällen und depressiven Schüben. Für Peter war es schon mit zehn Jahren normal, sich das Essen selbst zuzubereiten, wenn er mittags aus der Schule kam. Bereits mit sechs wusste er, wie man Béchamelsauce macht – was mir von den anderen Erwachsenen oft genug unter die Nase gerieben wurde.

Peter war darüber hinaus der einzige Cellospieler, der je zum bestaussehenden Schüler seiner Highschool gewählt wurde. Er hatte braune Haare und einen leichten Schauer von Sommersprossen auf den Wangen, dazu eine alte Narbe auf dem Nasenrücken, die gefährlich nah am Auge endete.

Alle mochten Peter. Mein Vater mochte ihn, weil Peter Angelfreund war, mit dem man am Wochenende zum Lake Lemon fahren und Barsche fangen konnte. Meine Mutter mochte ihn, weil er mit meinem Vater etwas anfangen konnte, was sonst keinem in der Familie gelang.



Ich mochte ihn für die Art, wie er mit seiner Schwester umging. 1996 war Janice gerade sechzehn und voll in der Pubertät, soll heißen pickelübersät, ständig schlecht drauf und insgesamt so durchgeknallt wie der Rest von uns, also echt am Limit. Aber Peter fuhr sie jeden Morgen zur Schule und holte sie nachmittags auch wieder ab, wenn er keine Orchesterprobe hatte. Er lachte über ihre Witze, wenn sie traurig war, schenkte ihr Schmuck oder Parfüm zum Geburtstag und verteidigte sie gegen ihre Eltern und Klassenkameraden. Er war so nett zu ihr, dass man einen Stich bekam.

Er musste irgendetwas in ihr gesehen haben, und wer kennt dich besser als der eigene Bruder? Wenn der eigene Bruder dich liebt, dann heißt das schon was.

Kurz vor dem Nachtschiff erkundigte sich Vivi bei meinem Vater über seine Meinung zu diesen Einheitstests. Aber mein Vater starrte nur auf seinen Teller und malte mit der Gabel Kreise in sein Süßkartoffelpüree.

»Vince!«, rief meine Mutter und half ihm. »Einheitliche Studierfähigkeitstests.«

»Sehr ungenau.«

Es war die Antwort, die Vivi hören wollte. Peter hatte immer hervorragende Noten gehabt, so viel getan. Die geringe Punktzahl beim Uni-Eignungstest war eine schreiende Ungerechtigkeit. Zumindest darin waren sich alle einig, und so ging Grandma Donnas wundervolles Thanksgiving-Essen doch noch harmonisch aus, denn der gemeinsame Feind verband. Danach gab es Kürbis-Apfel-Pie mit Pecannüssen.

Aber dann musste mein Vater wieder alles versauen. »Rosie hatte ein hervorragendes Ergebnis«, sagte er, gerade so, als hätten wir uns nicht eben darauf verständigt, dass der Eignungstest kein Thema war. Er dachte wohl, Peter wollte im Ernst hören, *wie* gut ich abgeschnitten hatte. Stolz und mit vollen Backen lächelte er mir zu, und in seinem Hirn rasselten die diversen Markow-Prozesse zur Konditionierungsvermei-

dung wie Mülltonnendeckel aneinander. »Zwei Tage wollte sie den Umschlag nicht mal aufmachen, und dann geben sie ihr eine Eins, vor allem für den mündlichen Teil.« Kleine Verneigung in meine Richtung. »Was aber nicht wirklich überrascht.«

Dezidiert legte Onkel Bob seine Gabel am Tellerrand ab. Es machte leise klick.

»Das liegt daran, dass sie in ihrer Jugend so oft getestet wurde«, sagte meine Mutter zu Onkel Bob. »Sie kennt die Situation und weiß, wie man durchkommt, das ist alles.« Und zu mir gewandt sagte sie: »Wir sind ja so stolz auf dich.« Geradeso, als hätte ich das Vorgegangene nicht gehört.

»Wir erwarteten große Dinge von ihr«, sagte mein Vater.

»Was heißt erwarteten? Wir erwarten sie immer noch«, sagte meine Mutter mit unzerstörbarem Lächeln und demonstrierte verzweifelt Frohsinn. Dann wanderte ihr Blick erst zu Peter, schließlich zu Janice. »Das erwarten wir von euch allen.«

Tante Vivi verbarg ihren Mund hinter der Serviette. Onkel Bob starrte auf das Stillleben an der Wand, schlapper Fasan vor Obstarrangement. Sehr wahrscheinlich züchterisch unverändert, wie von Gott geschaffen und ohne extrem vergrößerte Brust. Allerdings ebenfalls tot. Doch auch das lag sicher in Gottes Schöpfungsplan.

»Weißt du noch«, sagte mein Vater, »wie sie in der großen Pause einmal Hängemännchen spielten, und ihr Rätselwort war *gleißnerisch* – mit sieben Jahren, man stelle sich vor. Und wie sie dann weinend nach Haus kam, weil die Lehrerin meinte, sie hätte gemogelt, das Wort gäbe es gar nicht.«

(Aber da irrte mein Vater. Keine Lehrerin an unserer Schule hätte sich jemals so deutlich ausgedrückt. Vielmehr guckte sie lieb und sagte mit ihrer unschuldigsten Stimme, ich hätte bestimmt nicht mogeln wollen, aber ... Die Quintessenz blieb dieselbe.)

»Ich erinnere mich gut an Roses Ergebnis«, sagte Peter und piff anerkennend. »Was ich nicht wusste, war, wie beeindruckt ich davon sein sollte. Dass es *darauf* ankommt, wer hätte das gedacht!« Ja, so ist er, nie um ein Wort verlegen. Aber verliebt euch nicht gleich in ihn, er gehört eigentlich nicht in diese Geschichte.

Am Freitagabend – tags darauf wollte ich zurück zur Uni – kam Mom in mein Zimmer. Ich war gerade mit meinem Aufsatz über mittelalterliche Wirtschaftssysteme beschäftigt. Natürlich reines Kabuki. Guckt mal, wie intensiv ich arbeite. Alle haben frei, nur ich nicht. Allerdings lenkte mich schon bald der Kardinal vor meinem Fenster ab, der sich lautstark mit einem Zweig zankte, ohne dass ich wusste, warum. In Kalifornien gibt es keine roten Vögel, was ich immer schade fand.

Das Geräusch meiner Mutter an der Tür aktivierte meinen Bleistift. Er sprang schnell zu Merkantilismus. Gildwesen. *Utopia* von Thomas Morus. »Wusstest du«, fragte ich sie, »dass es sogar in Utopia noch Kriege und Sklaven gibt?«

Sie wusste es nicht.

Sie strich unschlüssig im Zimmer herum, zupfte hier an der Bettdecke, sortierte dort die Steine auf der Kommode. Es waren überwiegend aufgebrochene Geoden mit kristalliner Füllung.

Diese Steine gehörten mir. Ich hatte sie als Kind auf Wanderungen durch Wälder und Steinbrüche gefunden und selbst geknackt, entweder mit einem Hammer oder indem ich sie oben aus dem Fenster warf. Allerdings ist das nicht mehr das Haus meiner Kindheit. Seit meiner Geburt sind wir dreimal umgezogen, und in dieses Haus zogen meine Eltern, als ich aufs College ging. Die leeren Zimmer in unserem alten Haus seien so traurig, sagte meine Mutter. Man müsse nach vorne blicken. Genauso wie unsere Familie wurden auch die dazu-